

Politik, Kultur
Programm
im Osten

07/2007

*22.06.2007

Wie es werden könnte...

Ein Utopischer Zeitungsartikel: Solidarität GmbH statt Ich-AG

Eine Reform folgte der anderen. Gelöst wurde damit keines der gesellschaftlichen Probleme. Grund genug den Blick auf eine Alternative zu richten, die noch weitgehend im Verborgenen gedeiht: Die Solidarität GmbHs. Sie treten auf der klassischen politischen Bühne nie auf. Doch in vielen Arbeitsagenturen hängen die auffälligen Anzeigen:

Arbeitslos?

Ja ist die Welt denn schon fertig?

Innovatives Unternehmen sucht für attraktive selbstbestimmte Arbeit mit hoher Lebensqualität verantwortungsvolle, selbstbewusste MitarbeiterInnen. Angemessene Bezahlung und viele Vorteile:

Unterkunft und Verpflegung frei, Kinderbetreuung und Altenpflegeeinrichtungen vorhanden, Mitarbeiteranteile am Unternehmen, gleichberechtigte Beteiligung.

Hinter diesen Anzeigen steckt eine neue Art zu wirtschaften – ja zu leben. Ich hatte die Gelegenheit mit einer der BegründerInnen dieser interessanten Gesellschaften zu sprechen. Ich treffe sie in dem Café, welches zur ältesten und größten Solidarität GmbH in Dresden gehört. Ein entspannter Ort, an dem zwei Dinge auffallen: Die meisten Gäste brauchen gar kein Geld und auch ich werde nur aufgefordert

nach Selbsteinschätzung etwas in die Kasse zu tun. Dafür räumen alle selbst ihr Geschirr in die Spülmaschine und helfen immer ein wenig mit. So auch die Politologin Ioanne, die ich beim Reparieren der Kaffeemaschine antreffe. Sie passt nicht in die klassischen Klischees: Wie die inzwischen wiedererstarbten Marxisten scheut sie sich nicht das Wort Kapitalismus zu benutzen und grundsätzliche Kritik zu üben. Andererseits wirkt sie aber alles andere als dogmatisch. Für die neue alte Linke hat sie denn auch kritische Worte übrig: „Obwohl damals mit der Linkspartei endlich wieder Kapitalismuskritik auf der politischen Tagesordnung stand, waren wir unzufrieden mit dem Bestehenden. Wir haben in der Anti-Atom-Bewegung, im Widerstand gegen Krieg und Globalisierung so viele gute Ansätze für herrschaftsfreie Zusammenarbeit kennengelernt. Immer wieder fragten wir uns, wie wir sie in unseren Alltag übertragen könnten.“ Anfangs träumten sie und ihre MitstreiterInnen noch von der Revolution, doch später änderte sich das: „Irgendwann merkten wir, dass das größte Hemmnis das selbst gesetzte Dogma von der Unmöglichkeit des richtigen Lebens im Falschen ist.“

Sie hatten immerhin den Vorteil, von den Erfahrungen derer profitieren zu können, die auf verschiedenen Wegen versucht hatten an die Macht zu kommen: den Revolutionären und den Reformern. John Holloway hatte bereits geschrieben: „Die Welt verändern, ohne die Macht zu übernehmen“. Nur wie sollte das konkret aussehen? Die Perspektivlosigkeit der Linken war und blieb das wichtigste Fundament des Neoliberalismus. Die spannenden Aufstände ereigneten sich an der Peripherie des Imperiums. Neben universal zu verwendenden Ideen wie „Fragend voran“ gaben von dort die Zapatisten den Menschen in den Zentren auch eine schwierigere Hausaufgabe: Ihren eigenen Weg zu finden, statt nur solidarisch zu sein. Eine wichtige Anregung dafür lieferte dann Christoph Spehr in seiner „Grundlegung der Freien Kooperation“.

Diese Ideen prägen die GründerInnen. Sie sahen sich existierende politische Kommunen an. „Die waren interessant, aber irgendwie hatten sie dem Lebensjob der 70er das Lebensprojekt gegenübergestellt“, philosophiert Ioanne. Das erschien ihnen zu statisch und zu abgeschlossen. Trotzdem war aus den Kommuneprojekten viel zu lernen, vor allem, dass es mehr als Idealismus braucht, um

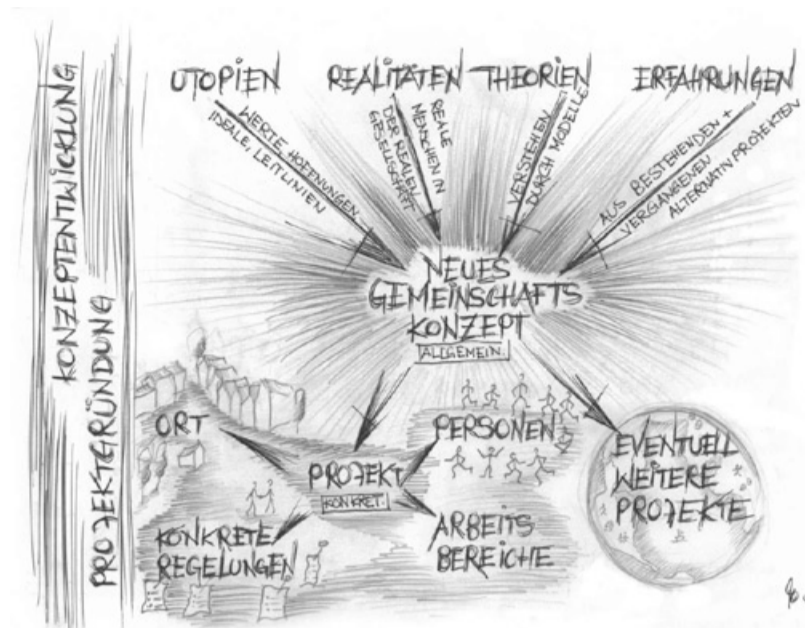
Alternativen zu verwirklichen. Schließlich sollten die Menschen sich mit allem was sie haben in die neu zu bauende Welt einbringen. Und nicht nur die, die ohnehin nichts mehr zu verlieren hatten. „Uns fehlte stets die richtige Balance zwischen Offenheit und Sicherheit. Wir wollten unsere Ideale ernsthaft zu leben versuchen, aber ohne unnötige Risiken.“

Vereinbaren statt Entscheiden

In den Solidarität GmbHs gibt es keine Gremien, die Entscheidungen fällen, die dann von Menschen befolgt werden sollen. Die Menschen treffen stattdessen Vereinbarungen darüber, was sie gemeinsam tun wollen. Diese Vereinbarungen binden niemanden, der sie nicht freiwillig akzeptiert hat und sie sind auch jederzeit wieder auflösbar. Dabei wird allerdings erwartet, dass mensch sich an eventuell vorher vereinbarte Auflösungsbedingungen hält. Ebenso gilt es als rücksichtslos, Vereinbarungen einfach zu brechen, statt sie zu beenden. Wer solches grundlos tut, wird Mühe haben, weiterhin Menschen zu finden, die mit ihm Vereinbarungen treffen wollen. Wichtige Vereinbarungen werden oft schriftlich dokumentiert. Ein Beispiel dazu, wie Vereinbarungen gefunden werden können, sind Interessentreffen: Alle, denen ein Thema wichtig ist, treffen sich und erarbeiten, falls sinnvoll, im Konsens einen Vereinbarungsvorschlag. Die anderen können dann dieser Vereinbarung beitreten oder eine andere anregen.

Für Themen, bei denen viele persönlich mitreden wollen, gibt es Methoden, mit denen auch einige hundert Menschen auf einmal effektiv miteinander Vereinbarungen aushandeln können.

Dabei gab es eine weitere Erfahrungssphäre, von der sie lernten: Die Welt der freien Software. Ioanne erklärt: „Deren Selbstorganisationsstrukturen ähnelten denen, die wir anstrebten. Vor allem aber gab es eine bemerkenswerte Idee: Das Copyleft – die Idee mittels des Copyrights, welches das geistige Eigentum privatisieren sollte, dieses wieder zu befreien.“ Diese Idee wurde sozusagen in die reale Welt übertragen. „Wir versuchten die Idee einer auf Freien Vereinbarungen basierenden Gesellschaft in das existierende Rechtssystem zu übersetzen.“ Damit wurde die



notwendige verlässliche Basis geschaffen. Die Frage lautete damit nicht mehr: „Bist du korrekt genug um im Projekt mitzumachen?“, sondern: „Für welche Intensität von Vereinbarungen reicht mein Vertrauen in dich?“ Statt ihr Leben mit einem Schlag umzukrempeln, können sich Menschen nun entscheiden, Teilbereiche ihres Lebens auf eine neue Basis zu stellen und für einzelne Bereiche immer wieder neue Kooperationen einzugehen. Es gab natürlich viele Details zu klären,

bevor die erste Solidarität GmbH gegründet werden konnte. Ioanne zählt auf: „Ökonomische Modellrechnungen, wie viel Arbeitskraft brauchen wir zur Befriedigung von Bedürfnissen, welche Rechtskonstrukte nutzen wir wofür...?“ Inzwischen verfügen sie über ein klares Konzept. Trotzdem kann es sich weiterentwickeln, denn alle können es für sich verändern, unterschiedliche Gruppen können unterschiedlichste Formen von Vereinbarungen ausprobieren.

Subsistenz als Basis der Dissidenz

Unser Leben hängt von Funktionieren des Systems ab, also auch von unserem individuellen Funktionieren. Unser Wohlstand ist Resultat unserer Verstrickung, er ist unsere Kette, denn wir haben viel zu verlieren...

Um unsere erzwungene Kooperation mit dem Kapitalismus einschränken zu können, müssen wir unabhängiger werden, daher ist „offene Subsistenz“ ein wichtiger Aspekt der Solidarität GmbHs. Die Grundbedürfnisse Wohnen und Essen und die dafür nötige Ausstattung werden fast vollständig mit eigenen Produkten bestritten. Ein Vorteil ist dabei, dass der Kapitalismus, so effektiv auch seine Technik ist, für die wirkliche Befriedigung menschlicher Bedürfnisse ineffizient ist. Biologisches Gemüse von jemandem, den ich täglich besuchen kann statt mit EU-Zertifikat, ist auf dem Markt nicht für Geld zu haben.

Die Menschen werden für den Verzicht an Wegwerfkonsum überaus reichlich entschädigt: Mit Selbstbestimmung, weniger Arbeitsdruck und individuellen Produkten, die kein Mensch kaufen kann...

GUNTER KRAMP

EDITORIAL

Der G8-Gipfel ist vorbei. Was kommt danach? Derzeit gibt es jede Menge Diskussionen über Sinn und Inhalte von Protestaktionen. Gipfelstürmerei wirkt gut in den Medien. Wie aber geht es weiter? Attac wird dabei zusehends in die Verantwortung genommen. Den Kapitalismus kritisieren und Veränderungen fordern, ist vergleichsweise einfach. Wo steckt der konkrete Plan, wo sind reale Umsetzungsmöglichkeiten für die viel beschworene andere Welt?

Attac als eine breite Bewegung kann nicht einfach mal „die“ Alternative aufzeigen, abgesehen davon, dass es diese einzige und wahre in unserer heutigen Welt nicht geben kann. Wir befinden uns vielmehr in einem Prozess der Suche. Je mehr Menschen sich daran beteiligen, desto mehr Wege aus dem neoliberalen Stillstandskonzept. Im Sozialforumsprozess zeigen sich vielfältige Lösungsansätze für die Probleme dieser Welt. Obwohl es kein gemeinsames Ziel aller Bewegungen gibt, besteht die Möglichkeit, Zielstellungen umzusetzen.

Die Bewahrung der Vielfalt von Saatgut ist ein solches – dabei kann der Westen vom Süden lernen. Die Schaffung regionaler Wirtschaftskreisläufe ist ein weiteres. Wie mensch alt hergebrachte patriarchale Herrschaftsstrukturen außer Kraft setzt, zeigte sich in den basisdemokratisch organisierten Camps um Heiligendamm. Die Überwindung des Kapitalismus sehen viele Menschen als eine Notwendigkeit, auch wenn die Struktur des Folgenden noch nicht genau definiert ist. Auf den genialen Wissenschaftler oder Heilsbringer zu warten, der die Richtung und die Lösung vorgibt, würde bedeuten, in vorgegebenen Mustern zu verharren.

Was uns zu tun bleibt, ist einfach anfangen. Bei uns selbst, in unserer näheren Umgebung, in unserer Region.

SOLVEIG FELDMER
RICHARD SCHMID

...wenn wir es machen!

Das Projekt „Solidarität GmbH“ hat das Ziel, Theorie und Praxis alternativer Lebens- und Gesellschaftsentwürfe zusammenzubringen. Gemeinsam wollen wir zuerst ein neues Konzept für kollektives Leben entwickeln und später an mindestens einem Ort umsetzen. In einem solchen Projekt sollen dann mehrere hundert Menschen gemeinsam leben und wirtschaften. Derartige Gemeinschaften könnten zukünftig die Basis für eine Gesellschaft jenseits von Markt und Staat bilden.

Das Projekt Solidarität GmbH gliedert sich in zwei Pha-

sen. In einer ersten Phase wird ein fundiertes Konzept entwickelt, das dann in der zweiten Phase umgesetzt werden kann.

- 1) Das Konzept speist sich aus vielfältigen Quellen: Utopie und Realität – Über das Bestehende hinauszudenken ohne die gegebenen Menschen und Verhältnisse zu ignorieren. Von den Erfahrungen möglichst vieler Menschen zu lernen und Theorien zum Verstehen und Strukturieren der Realität zu gebrauchen.
- 2) In der Projektgründungsphase wird es dann um den Ort,

Menschen die mitmachen, Mittelbeschaffung, Tätigkeitsbereiche usw. gehen. Auch die konkreten „freien Vereinbarungen“ werden erst in dieser Phase getroffen. Denn das Konzept soll grundsätzlich für viele verschiedene Menschen geeignet sein. Eventuell kann es, basierend auf dem Grundkonzept, auch gleich mehrere Projekte geben, die bei Alltagsfragen ganz verschiedene Antworten für sich finden.

Momentan befindet sich das Projekt in der Konzeptphase. Kurz-

fristige Ziele sind daher Verbreitung der Idee, Konkretisierung und Diskussion mit möglichst vielen Menschen, die Lust und Neugier auf gemeinsame Projektentwicklung mitbringen. Nur mit der Beteiligung vieler wird unser Projekt ein Erfolg.

Auch wenn wir uns hohe Ziele gesetzt haben, ist es gar nicht schwer mitzumachen. Das Mitentwickeln des Konzepts fängt schon damit an, Fragen zu stellen. Auf unserer Internetseite gibt es einen Wiki, wo jedeR einfach mit an Texten schreiben und

mit diskutieren kann. Dort finden sich auch Termine für Treffen und Veranstaltungen, bei denen wir Workshops machen, wie etwa dem GWR-Jubiläumskongress vom 31.8 bis 2.9 in Könnern.

Das erwähnte Buch von Christoph Spehr: „Gleicher als andere, eine Grundlegung der Freien Kooperation“ gibt's als PDF auf www.rosalux.de unter „Texte“ oder im Buchhandel.

GUNTER KRAMP

www.solidaritaet-gmbh.de
info@solidaritaet-gmbh.de

Ich bin 'ne Bank

Eine junge Frau engagiert sich für Regiogeld



Annika Pietsch, eine zierliche Frau von 26 Jahren, wirkt auf den ersten Blick sehr zurückhaltend, fast schüchtern. Doch sie ist eine gewichtige Person. „Ich bin 'ne Bank“, sagt sie voller Selbstbewusstsein. „Ich bin die jüngste Person, deren Unterschrift auf einem Geldschein ist. Ich habe gemerkt, dass ich etwas ins Rollen gebracht habe. Etwas, das nicht mehr zu stoppen sein wird. Dass ich mit meinem Geld einkaufen kann, hat mich verändert.“ Die Währung heißt Urstromtaler. Seit 2004 sind die bunten Scheine im Umlauf. Demnächst werden neue Gutscheine in einem größeren Format herausgegeben. Die sehen dann fast aus wie „richtiges“ Geld und greifen sich auch so an. Die Haptik sei wichtig, so der Rat eines Ergotherapeuten. Der Urstromtaler ist ein regionales Zahlungsmittel, mit dem Waren, Dienst- und Handwerkerleistungen in Sachsen-Anhalt im Gebiet zwischen Altmark, Harz, Genthin und Halle bezahlt werden können,

vorausgesetzt er wird akzeptiert. Dass dies immer mehr Menschen tun, darum kümmert sich Annika in ihrem Büro und wenn sie in Sachsen-Anhalt unterwegs ist. Sie besucht Kleinproduzenten von Lebensmitteln und handwerklichen Produkten, Betriebe und Gewerbetreibende. Sie redet mit den Selbständigen und versucht landauf-landab Akzeptanzstellen zu schaffen. Orte eben, wo Mensch mit Regiogeld handeln kann. Dabei ist sie in den letzten drei Jahren dank ihrer Beharrlichkeit sehr erfolgreich gewesen. Mittlerweile gibt es 300 Unternehmen, die Vertrauen in den Urstromtaler setzen und damit in Annika. Das erfüllt sie mit Stolz. Auch die attacVilla, in deren sonnigen Wintergarten wir das Gespräch führen, gehört dazu.

Anlass für Annikas Besuch ist die Gründungsversammlung der Urstromtaler-Genossenschaft, die hier im Hause stattgefunden hat. Die Frage, die mich am meisten interessiert, lautet: „Wie bist du auf die Idee gekommen, dein

eigenes Geld zu kreieren?“ – Natürlich ist das eine lange Geschichte. Wohlbehütet als Nesthäkchen wuchs sie in Güssen auf, wo sie bis heute lebt. In dem 2000-Seelen Dorf bei Genthin besuchte sie Krippe, Kindergarten und Schule. Lieblingsfreizeitbeschäftigung: Draußen toben. Besondere Erinnerungen hat sie an den HO-Laden. Denn hierhin durfte sie ganz allein einkaufen gehen. Aber plötzlich wurde alles anders. In den Geschäften gab es viel mehr Sachen zu kaufen. Sie konnte nicht mehr allein zum HO. Die Eltern fuhren mit dem Auto zum Shopping und alles war im Kühlschrank.

In ihrer Schulzeit übernahm sie gern organisatorische Aufgaben für die Klasse. Sie war Ansprechpartnerin für ihre Mitschüler, weil sie gut zuhören konnte. Das Thema Geld interessierte sie damals noch nicht. „Was ich gebraucht habe, kriegte ich von meinen Eltern.“ Und sie brauchte weniger als andere Teenager. Sie musste keine Modetrends mitmachen. Als alle in Adidaspullovern aufkreuzten, dachte sie bei sich: „Jetzt sehen die alle gleich aus!“

Annika machte ihren Realchulabschluss und begann eine Ausbildung zur Rechtsanwaltsfachangestellten. Beim Praktikum im Anwaltsbüro des Nachbarn hatte sie gemerkt: „Das liegt mir!“ Jetzt bekam sie auch das erste eigene Geld, nicht viel zwar, aber immerhin. Annika gab es nicht unüberlegt aus, aber lebte „im Konsum“, wie sie es ausdrückt. Ihr Verhältnis zum Geld änderte sich mit dem Eintritt in das Berufsleben. Als Anwaltgehilfin hatte sie viele praktische Dinge rund ums Finanzielle zu bearbeiten und sie geriet in Kontakt mit Menschen, die Zwangsvollstreckung erlebt hatten oder die Anwaltsrechnung nicht bezahlen konnten. Da fing es an. Sie beschäftigte sich mit dem, was in der Welt passiert, und begann zu hinterfragen. Sie war an Arbeitnehmerentlassungen indirekt beteiligt, weil in der Kanzlei Arbeitgeber beraten wurden. Sie erlebte Arbeitslosigkeit und deren Auswirkungen in ihrem engsten Umkreis, in der eigenen Familie. Ihre ältere Schwester musste weit weg in den Westen ziehen, um Arbeit zu bekommen. Bekannte mussten sich zu Hungerlöhnen anstellen lassen. Sie erlebte den Frust und fragte sich: „Was passiert hier eigentlich? Woran liegt das?“ Und gleichzeitig auch: „Was kann man dagegen tun?“ „Na ja, meint sie, „und da kommt man dann schon fast hin.“

Dennoch gab es ein auslösendes Erlebnis. Das war Ende Februar 2004 beim Skiurlaub in Thüringen. Annika und Frank, ihr langjähriger Nachbar, Arbeitgeber als Anwalt und – wo die Liebe hinfällt – nunmehriger Lebensgefährte, hörten im Autoradio einen Bericht zum Thema: Regiogeld. Als Beispiel für ein funktionierendes System wurde dabei der Chiemgauer aus Bayern vorgestellt. Die beiden sahen sich an und sagten einander: „Das isses.“ Die Menschen haben nicht genügend Geld, wollen oder brauchen jedoch Dienstleistungen. Ein Zahlungsmittel, das in der Region bleibt, wäre eine Alternative.

Annika und Frank nehmen Kontakt auf und beschließen, zum Regiogeldkongress nach Prien zu fahren. Dieser findet im März statt. Sie holen sich dort in Workshops das nötige Rüstzeug und beginnen sofort nach ihrer Heimkehr mit eigenen Planungen. Sie stellen in Vorträgen ihre Idee dar. Doch zunächst müssen sie Rückschläge einstecken. Der Plan Unternehmen einzubeziehen misslingt. Sie lassen sich davon nicht beeindrucken und gestalten das Konzept neu. Die Frage, ob der Urstromtaler Euro-gedeckt oder Leistungs-gedeckt sein soll, muss entschieden werden. Sie beschließen, dass für die wirtschaftliche Lage der Menschen in Sachsen-Anhalt letzteres angebrachter ist. Das heißt, für die Gutscheine sind Leistungen zu erbringen. Sie können nicht für Euros gekauft werden.

Intensive Öffentlichkeitsarbeit ist jetzt angesagt. Annika und Frank stellen ihr Projekt in der Presse und im mdr-Fernsehen vor, bereisen ganz Sachsen-Anhalt und führen Informationsveranstaltungen durch. Sie nehmen Kontakt zum Tauschmarkt in Gommern auf, zum BUND in Magdeburg, zu Menschen aus Halle, die vor Jahren Erfahrungen mit der Dö-Mark gesammelt haben, und mit der attacVilla in Könnern. Ein Initiatorenkreis wird gegründet. Annika wird Hauptansprechpartnerin. Sie meldet ein eigenständiges Gewerbe in Nebentätigkeit an, hauptamtlich ist sie in der Anwaltskanzlei Jansky als Rechtsanwaltsfachangestellte angestellt. Im August ist das Regiogeld fertig. Finanziert wird das Vorhaben durch Privatdarlehen der Initiatoren. Annika hat die Scheine gedruckt, geschnitten und unterschrieben. Es war wahnsinnig aufregend, die erste Unterschrift zu setzen. Fra-

gen gingen ihr durch den Kopf: Was passiert jetzt damit? Wohin wandert der? Wer wird ihn in Händen halten und was bewirkt er?

Am 3. Oktober 2004, dem Tag der Regionen, wird der Urstromtaler offiziell in Umlauf gesetzt. 19 Unternehmen konnten gewonnen werden. Sie sind bereit, die Gutscheine für ihre Leistungen zu akzeptieren. Die Palette der Teilnehmenden reicht vom Sanitärinstallateur über den Rechtsanwalt bis hin zu Bäcker und Friseurin. Was soll er denn nun bewirken, der Urstromtaler? Das möchte ich von Annika genauer erklärt haben. „Regionale Wirtschaftskreisläufe schaffen, eine Vernetzung von Anbietern und Nutzerinnen dieser Angebote vor Ort. Das regionale Zahlungsmittel bleibt im Land. Es kann nur hier ausgegeben werden. Also muss man Leistungen aus der Region in Anspruch nehmen und beeinflusst so die Wirtschaft in positiver Weise. Die eigene Wertschöpfung tritt in den Vordergrund. Der Mensch, der etwas schafft, kann sich seiner selbst wert fühlen. Denn andere Menschen treten mit ihm in Kontakt und würdigen seine Arbeit direkt. Das führt zu größerer Zufriedenheit. Die Handwerker und Händler sehen Perspektiven, Arbeitsplätze werden geschaffen, junge Leute brauchen nicht abwandern, sondern können in ihrer Heimat bleiben.“

In Zeiten der Globalisierung ist die Ökonomie auf den Export orientiert. Regionalisierung kann dem entgegenwirken und Chancen für die Zukunft schaffen. Annika sagt: „Irgendwann ist das Öl alle, dann brauche ich den Bauern oder den Bäcker von nebenan.“ Natürlich ist auch eine Umstellung des Konsumverhaltens notwendig. Seit sich Annika mit dem Thema beschäftigt, hat sich dieses bei ihr stark verändert. Sie bevorzugt regionale Produkte und fragt sich, ehe sie kauft: Brauche ich das wirklich? Lebensmitteleinkauf erfolgt nicht mehr auf Vorrat. Natürlich ist es für viele Menschen schwierig umzudenken und missionieren kann man auch niemanden und will sie auch nicht. Die Leute müssen von selbst kommen und erleben, wie das System funktioniert. Je mehr mitmachen, desto größer der Kreislauf. Wenn Annika regionale Märkte besucht und dort Produkte gegen Urstromtaler anbietet, kommt sie automatisch mit Kunden und Händlern ins Gespräch. Sie freut sich über das rege Interesse. Häufig erlebt sie

auch erstaunte Ausrufe: „Ach, euch gibt's ja immer noch!“ Annikas Augen leuchten und ihre Körpersprache wird lebhafter, als sie sagt, welch wunderbares Gefühl es ist, zu sehen, dass sich etwas Neues entwickelt, dass etwas bei den Menschen ankommt. Als schönsten Lohn für ihre Arbeit betrachtet sie es, wenn sie erlebt, dass Menschen wieder am Wirtschaftsleben teilnehmen und sich „etwas leisten“ können.

Manchmal weiß sie selbst nicht, wie sie das alles schafft, was sie so macht. „Eigentlich müsste ich längst umfallen, aber ich strahle immer noch.“ Neben der Arbeit für den Urstromtaler leitet sie die in 2006 neu geschaffene Geschäftsstelle des Verbandes der Regiogeldinitiativen im deutschsprachigen Raum. Dafür nutzt sie ein Büro beim BUND in Magdeburg. Annika leistet auch hier Vernetzungsarbeit und ist Ratgeberin für neu entstehende Regiogeldinitiativen. Sie hält Kontakt zu den Medien und erhält jede Menge Anfragen, unter anderem auch aus Süd-Korea, den Niederlanden und England. Die Erlebnisse des Feedback sind es, die ihr Kraft, Mut und Energie geben. Das Gefühl nicht allein zu sein, sondern Motivation und Bestätigung bei anderen zu finden. Das ist es, was sie glücklich macht, sagt sie mit einem breiten Lächeln. Ihr stoisches Gemüt tut ein Übriges. Es ist schon von Vorteil, wenn man nicht alles direkt an sich heran lässt. Natürlich kann das auch manchmal bremsen – aber jedes Ding hat eben seine zwei Seiten, meint sie.

Als Ausgleich zu ihrem gesellschaftlichen Engagement betrachtet sie den Rückzug in die Natur. Sie liebt Bergwanderungen und Skifahren. Die Frage nach ihren Träumen ist nicht so leicht zu beantworten. Sie muss nachdenken. „Hmhm. Tja. Bessere Zukunft hört sich immer so phrasenhaft an. Was ist das? Für mich, dass der Urstromtaler von noch viel mehr Menschen akzeptiert wird.“

Ich versuche eine Umschreibung für die vermeintliche Phrase. Noch mehr Menschen, die Experimente wagen. Noch mehr Menschen, die Vertrauen in einander setzen. Auch, wenn keiner weiß, was rauskommt und bürgerliche Ökonomen sowie Politiker die Nase rümpfen und sich kopfschüttelnd abwenden. Von wegen keine Experimente mehr! Neuland betreten. Gemeinsam.

SOLVEIG FELDMER

Neue Genossenschaft - Regiogeld UrstromTaler

Anschub für regionale Wirtschaftskreisläufe



In Sachsen-Anhalt ist eine neue Genossenschaft auf den Weg gebracht. Sie betreut zukünftig das Regiogeld „UrstromTaler“ und wird in Bereichen der Regionalwirtschaft aktiv. Hierzu zählt die Genossenschaft die Bereiche Finanzierung, Produktion, Handel und Dienstleistungen.

Der Gründung voraus gegangen war ein dreijähriger Aufbau eines Selbsthilfe und Selbstverwaltungnetzwerkes von regionalwirtschaftlich interessierten Akteuren. Dieses Netzwerk umfasst heute über 300 Klein-

und Mittelständische Unternehmen in Sachsen-Anhalt und Ostthüringen. Diese Unternehmen kooperieren innerhalb des Netzwerkes stärker miteinander, indem sie bei der Bezahlung ihrer Leistungen Regiogeld einsetzen, welches sie durch zinsfreien Kredit erhalten können. Es sind die ersten Wirtschaftskreisläufe im Wiederentstehen, und das Wissen um die Zusammenhänge in unserer heutigen Geld- und Wirtschaftsordnung sowie über praktikierbare Alternativen dazu wird bei den Beteiligten

größer. Über die Hälfte der beteiligten Betriebe sieht im Wirtschaften mit Regiogeld einen Vorteil im Globalisierungswettbewerb. Für 96% der Unternehmen bedeutet das Regiogeld ein Plus für die regionale Wirtschaft.

Bestärkt in der Gründung der UrstromTaler Genossenschaft wurden die Initiatoren auch durch die Gesetzesänderungen im Genossenschaftsrecht und den Kongress für Solidarisches Ökonomie in Berlin. Der Trend zu Genossenschaften und die Wiederbelebung des Genossenschaftsgedan-

kens sind in der Regiogeldbewegung unverkennbar. Neben dem UrstromTaler befinden sich auch der Sterntaler im Berchtesgadener Land und der Chiemgauer in der Region des Chiemsees auf dem genossenschaftlichen Weg.

FRANK JANSKY

Geschäftsstelle Regiogeld-Verband
Olvenstedter Str. 10
39108 Magdeburg
T. 03 91-5 05 81 16
annika.pietsch@regiogeld.de
www.urstromtaler.de

Von Rostock nach Reddelich

Gefühle und Gedanken eines Aktivisten

Die heutige Welt ist dem heutigen Menschen nur dazustellen, indem man ihm eine andere Welt aufzeigt. (Bert Brecht 1955).

Ausgehend von diesem Zitat und dem Motto des G8 Gegen-Gipfels „Eine andere Welt ist möglich“ möchte ich über meine Empfindungen schreiben. Meine Empfindungen nach der internationalen Großdemo am 2.6.07 und an den darauf folgenden Tagen, die ich im Camp Reddelich, bzw. bei der Blockade vor Heiligendamm verbrachte.

Völlig unterschiedlich und schwankend sind meine Gefühle, wenn ich an beide Aktionen zurückdenke. Ich möchte fast meinen, ich bin nicht mehr ganz meiner Meinung.

Am 2.6. in Rostock oder vielmehr auf der Heimfahrt nach Halle durchlebte ich ein völliges Gefühlschaos. Wut, Glück und Hass wechselten sich ab, als ich im Bus saß und den Tag Revue passieren ließ.

Wut auf eben jene, die aus der Masse bunt gekleideter und fantasievoll geschmückter Demonstranten Steine warfen und auf eben jene, die diesen Hass schürten. Diesen Block schwarz und grün gekleideter Robocops, welche sich nicht deeskalierend verhielten.

Eher provokant durch die Art und Weise ihrer Vermummung und der Demonstration ihrer Macht, die Ausdruck fand im Aufmarsch der Hundertschaften, im Auffahren von Wasserwerfern und Räumpanzern, vor allem aber durch das Hineinlaufen in die friedliche Demonstrantenmasse, die sich am Hafen eingefunden hatte, um die Abschlusskundgebung zu erleben. All das ist nicht zurückhaltend und defensiv, sondern provokant und offensiv.

Wer Hass sät, wird Hass ernten. Und so machte die gute Laune, welche einen Eindruck von globalisierungskritischer Love-Parade vermittelte, Platz für eben jene Hasswehen, die zum Steine

werfen führten. Ich bin kein Freund von Gewalt, aber ich versuche zu verstehen, was in den zum Teil sehr jungen Menschen vorgeht, die mit Steinen gegen bis an die Zähne bewaffnete Polizisten losstürzen. Menschen, die nicht an die Kraft des Wortes glauben, sondern mehr Vertrauen in Härte und Brutalität haben. Ich wollte diese Leute an diesem Abend nicht verurteilen, bloß weil deren Weg nicht der meine ist, aber mir war und ist bewusst, dass sie dadurch die Bilder geschaffen haben, die Schäuble sich so sehr wünschte. Mir wäre es lieber gewesen, es wäre friedlich geblieben und all die Sicherheitsvorkehrungen hätten sich als unnötig, die Repressalien als falsch erwiesen.

„Wir wollen Euch nicht sehen!“ Egal, ob staatsgewalttätige Polizisten oder medienverallgemeinerter „Schwarzer Block“. Ich denke, wo sich der Staat zurückzieht, verringert er auch den Widerstand gegen sich, und wo Polizisten nicht zu sehen sind, werden sie auch nicht zur Zielscheibe von Kritikern.

Vielleicht verschwindet der „Schwarze Block“ in der bunten Masse, wenn er nicht herausgefordert wird. Vielleicht reichen friedliche Scharen von Demonstranten, um Zeichen zu setzen. Ich habe auf der Rückfahrt von Rostock keine Antwort gefunden und habe diese auch heute noch nicht.

Aber ich war glücklich zu sehen, wie viele Menschen ihren Weg nach Rostock gefunden haben.

Dienstag, 5.6.2007. Ich bin wieder in Rostock und nach einem kurzen Telefonat weiß ich, wo und mit wem ich die nächsten Tage verbringen werde.

Ich weiß, dass ich am nächsten Tag dabei sein werde, wenn die Zufahrtsstraße nach Heiligendamm blockiert wird. Im Camp Reddelich schließe ich mich der Bezugsgruppe „Cactus“ an. Amanda und Hartmut kenne ich aus Halle, der Rest ergibt sich.

„Hallo ich bin Gunnar.“ Wir sind insgesamt 8 Leute; zwei sollen später noch dazukommen. Es ist alles klar; wir wissen, was zu tun ist. Sind relaxt, gut drauf und wissen, wir wollen friedlich, aber entschlossen die Straßen blockieren. Es hat einen Hauch von Revolutionsromantik, als wir zusammensitzen und uns über den kommenden Tag unterhalten.

Mittwoch früh um ca. 9 Uhr geht's los. Bezugsgruppe „Cactus“ ist nur ein verschwindend geringer Teil der ca. 3000 Menschen, die das Camp verlassen. Zügig, stellenweise im Dauerlauf, denn es geht darum, das Camp und die Ortschaft zu verlassen, die Hauptstraße zu erreichen und keine Lücken in der Menschenwelle entstehen zu lassen.

Alles ging gut, und als wir bei der ersten großen Kreuzung ankamen, erlebten wir die erste Überraschung des Tages. Aus einem Kofferraum heraus verteilen Anwohner Brötchen und Baguettes an uns.

Gute Laune, Trommelrhythmen und Gelächter begleiteten uns auf dem Weg, der allerdings etwa einen Kilometer später von der ersten Polizeisperre unterbrochen wurde.

Wasserwerfer und eine Hand voll Polizisten standen auf der Straße, als ob auch nur die geringste Chance bestand, diese riesige bunte Flutwelle aufzuhalten. Es war, als versuchten sie mit fünf Sandsäcken die Wellen am Erreichen des Strandes zu hindern.

Und ähnlich wie diese Wellen verhielten wir uns. Während die ersten paar hundert einfach vor der Staatsmacht stehen blieben und in lauten Chören „Block, Block, Block G8!“ riefen, gingen immer noch zweieinhalbtausend G8-Gegner einfach durch den angrenzenden Wald an den Polizisten vorbei. Wir hatten Spaß, die anderen Bereitschaft, vor allem aber das Nachsehen.

Durch Wälder und über Wiesen, im Schlussspurt über die



Schienen der Mollibahn erreichen wir gegen Mittag unser Ziel. Die Straße zwischen Heiligendamm und Bad Doberan war dicht.

Gerne hätte ich dieses Bild mal aus einem der vielen über uns kreisenden Hubschrauber gesehen. Wir saßen lachend, singend, redend auf der Straße. Der eigens für uns ausgelegte Nato-Draht, der die Straße eingrenzte, wurde ordentlich zusammengelegt und die Sperrmatten wurden zu Hängebmaten umfunktioniert. Das alles unter der Beobachtung der Kavallerie und der schwitzenden Schar mehrerer Hundertschaften. Die Freude auf unserer Seite war riesig, als wir erfuhren, dass nicht nur wir Erfolg gehabt hatten, sondern gleichzeitig alle anderen Zufahrtsstraßen blockiert waren. Heiligendamm war auf dem Landweg nicht mehr zu erreichen und all das, was ins Kempinski-Hotel sollte, musste auf dem See- oder Luftweg hineingebracht werden. Indessen feierten wir am 12.5 Millionen teuren und durch 18.000 Polizisten bewachten Zaun. Den Triumph auskostend

überlegten wir, ob man diesen noch steigern könnte. Mir persönlich gefiel die zum Abend aufkommende Idee, die Blockade selbst aufzulösen, zur Spontandemo durch Bad Doberan aufzurufen und anschließend eine Riesenparty im Camp zu veranstalten oder eine Menschenkette am Zaun zu bilden. Ich glaube, wir hätten den kompletten Zaun durch eine Kette aus G8-Kritikern ersetzen können, wenn es gelungen wäre, mit den Blockade-TeilnehmerInnen auf den anderen Straßen zusammen zu gehen.

In meinen Augen eine nicht mehr schlagbare Symbolik. Jedoch sprach sich der größte Teil unseres Blocks für ein Aufrechterhalten der Straßensperre aus. Demonstrieren der Stärke durch Ausdauer. Da ich jedoch am nächsten Morgen die Abschlussgespräche des Alternativgipfels miterleben wollte, ging ich spät abends nach Bad Doberan, um von dort mit dem Zug ins Camp zu fahren. Zusammen mit Sascha und Christian brach

ich auf und da uns in Bad Doberan klar wurde, dass wir mindestens noch eine Stunde auf den Zug warten müssten, kehrten wir vor Ort noch in ein Cafe ein. „Wirtschaftlich gesehen seid ihr Protestler ein Segen“, erzählte uns die Kellnerin. „Und wenn ich ehrlich bin, soviel Angst ich vor all den zerbrochenen Schaufenstern und den Randalen hatte, so unbegründet war diese. Auch diese filzköpfigen Linken unter euch, gehen auf meine Toilette ohne die Wände zu beschmieren, und legen danach sogar Geld auf den Tresen. Ihr seid in Ordnung Jungs.“

Das war nicht nur die Meinung einer Einzelnen, oder wie anders lässt es sich erklären, dass Bad Doberaner zusammen mit ihren Kindern Schlafsäcke und Decken zu den Blockaden brachten.

„Eine andere Welt ist möglich“ - eine Welt, die in kleinen Schritten zu erreichen ist durch Friedlichkeit und Solidarität, wie ich es in dieser Woche erlebt habe.

GUNNAR RICHTER

Die Freiheit der Vielfalt

3. Europäischer Saatgutkongress in Halle

Aus 25 Ländern waren 150 Bauern, Bäuerinnen, GärtnerInnen, ZüchterInnen vom 18. bis 20. Mai 2007 nach Halle gekommen. Unter dem Motto „Let's liberate diversity“ fand hier der 3. Europäische Saatgutkongress zu dem Schwerpunkt Erhaltung der Kulturpflanzenvielfalt statt.

In den vergangenen 50 Jahren hat die Saatgutproduktion einen extremen Konzentrationsprozess erlebt, der dazu führte, dass heute nur eine Hand voll globaler Unternehmen den Markt beherrschen. Der freie Saatgutverkehr wurde durch Sortenschutz und Patente immer weiter eingeschränkt. Das heißt, dass den Bauern mehr und mehr die Grundlage bäuerlichen Handelns entzogen wird. Die gesetzlichen Regelungen machen es einzelnen Betrieb unmöglich, die hohen Anforderungen für einen legalen Saatgutverkehr zu erfüllen. Wer nicht selbst Saatgut nachbaut, und auch das ist mit Schwierigkeiten verbunden, der ist auf den Kauf angewiesen. Vertrieben werden darf nur, was die strengen Kriterien des nationalen oder europä-

ischen Sortenkatalogs erfüllt. In den Sortenkatalogen ist nur ein kleiner, kommerziell genutzter Teil der Vielfalt aufgeführt. Der Reichtum früherer Generationen waren individuelle, regional typische Sorten. Drei große Themen standen im Mittelpunkt der Tagung.

Landwirtschaftliche Einfalt

In Halle waren alle jene zusammengelassen, die bis heute eine ungeahnte Vielfalt unterschiedlichster Gemüse-, Getreide- und anderer kulturhistorisch bedeutsamen Sorten vermehren, erhalten und vertreiben. „Erhaltet die Vielfalt! Esst sie auf!“ wäre die einfachste Lösung für einen langfristigen Sortenerhalt. Im landwirtschaftlichen Alltag hat dies allerdings keine Bedeutung, denn auf Sorten zurückzugreifen, die nicht den hohen Anforderungen der Abnehmer und Kunden an Homogenität und Aussehen entsprechen, ist für die Betriebe wirtschaftlich schwierig. Darüber hinaus unterliegt der Saatguthandel dem europäischen Saatgutgesetz. Gehandelt werden darf nur, was im Saatgutkatalog

aufgeführt ist. Für alte Sorten, deren Besonderheit nicht in der Gleichförmigkeit und gigantischen Erträgen liegt, bleibt eine Aufnahme unerreichbar.

Genbanken – tote Sammlungen?

Intensiv diskutiert wurde, ob man die Vielfalt in Genbanken konservieren kann. Schon heute ist die gewaltige Zahl an Saatgutmustern, die in Genbanken lagern, beeindruckend. Sie sind die letzte Chance, Vielfalt zu sichern. Die beste sind sie nicht, waren sich die Tagungsteilnehmer einig. Oftmals sind die Herkünfte nicht dokumentiert. Auch gehen die kulturhistorischen Hintergründe verloren. Die größte Gefahr wurde von den Teilnehmern aber vor allem in der räumlichen Konzentration gesehen, die eine freie Verfügbarkeit stark einschränken.

Traditionsbewusstes Afrika

Malamine Coulibaly aus Mali zeigte sich verwundert über die europäischen Zustände. Er berichtete von dem gesetzlich verankerten Recht auf freien Saatgut-

tausch in seiner Heimat, auch über die Ländergrenzen hinweg. Jede (Dorf-)Gemeinschaft hat ihr eigenes Saatgut. „Sind Genbanken nicht ein Mittel um genau diesen freien Austausch zu unterbinden?“ fragt Melamine. Was in Europa schon lange verloren ist, hat in Afrika vielerorts noch Bestand: Saatgut als kulturelles, gemeinschaftliches Gut. Ein Blick in den Süden zeigt uns also, welche Alternativen es gibt, um die Freiheit der Vielfalt zu garantieren.

Im Anschluss an die Tagung fand eine Demonstration in Gatersleben statt, wo derzeit in unmittelbarer Nähe zur Genbank für alte Sorten ein Freisetzungsvorhaben mit gentechnisch verändertem Weizen läuft. Über 300 TeilnehmerInnen machten in einem bunten Protestzug und bei der anschließenden Kundgebung vor dem Firmensitz von Innoplanta auf die Gefahren der Gentechnologie hinsichtlich der Erhaltung von Artenvielfalt und der Unabhängigkeit der Bauern in aller Welt von „Saatgutmultis“ aufmerksam.

MARCUS NÜRNBERGER

Dreschflegel

Für biologische Sortenentwicklung



im Jahr 2000 den gemeinnützigen Verein Dreschflegel mit Sitz in Witzzenhausen. Sie kümmern sich um die Erhaltung der Artenvielfalt, indem alte bewährte Sorten vor dem Verschwinden bewahrt werden. Hierzu gehören beispielsweise Pflanzen wie Spargelsalat, Gelbe Bete, Zuckerwurz, Hadriansminze oder Levkoje. Im Saatgut steckt die Arbeit von vielen Generationen und es soll auch

noch vielen Generationen zur Verfügung stehen.

Auf der politischen Ebene kämpft der Verein um die Zulassung des Handels mit vielfältigen Sorten. Gentechnik wird ebenso ab-

gelehnt wie die Hybridzüchtung, weil die evolutionäre Entwicklung einer Sorte damit beendet ist. Seinen Namen verdankt der Verein einem sehr alten Gerät. Mit dem Dreschflegel wird von Hand und mit viel Körpereinsatz das auf dem Boden liegende Saatgut rhythmisch geschlagen.

Der Verein veranstaltet regelmäßig Seminare, um das nötige Wissen sowie gärtnerische und handwerkliche Fähigkeiten zur Saatgut – Arbeit wieder unter die Leute zu bringen.

SABINE MARTEN

Info und Bezugsadresse:

Dreschflegel
Postfach 1213, 37202 Witzzenhausen
www.dreschflegel-saatgut.de
oder
www.dreschflegel-verein.de

